

# **Hintergrundtext: Frauengesundheit und geschlechtersensible Medizinforschung**

**Körper unterscheiden sich je nach Geschlecht – mit weitreichenden Folgen für die medizinische Forschung und Versorgung. Das Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt (BMFTR) greift dieses Themenfeld mit zahlreichen Förderinitiativen auf und macht die geschlechtersensible Medizinforschung, die künftig passgenauere Behandlungen für alle Geschlechter ermöglicht, zu einem Schwerpunkt des Wissenschaftsjahres 2026.**

Dass sich die Geschlechter biologisch unterscheiden, ist keine neue Erkenntnis. In der Medizin relevante Geschlechterunterschiede betreffen zum Beispiel hormonelle Faktoren und damit verbundene Erkrankungen und Gesundheitsthemen wie die Endometriose, die Wechseljahre oder die reproduktive Gesundheit, für die mit der Gynäkologie eine eigene medizinische Fachrichtung besteht. Darüber hinaus zeigen sich Unterschiede zwischen den Geschlechtern auf zellulärer, physiologischer und psychologischer Ebene sowie in der sozialen Prägung. Diese Vielfalt an Einflussfaktoren hat erhebliche Auswirkungen auf Gesundheit und Krankheit, die bislang zu wenig Beachtung finden.

## **Der Gender Data Gap in der Medizin**

Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind auf vielen Ebenen nicht ausreichend erforscht – und im Zweifel beziehen sich die Daten auf Männer. So waren Frauen lange Zeit in klinischen Studien unterrepräsentiert – und sind es teilweise heute noch. Daraus resultiert der sogenannte Gender Data Gap. Dieser gilt für alle Formen von Krankheiten. Darüber hinaus werden Erkrankungen, die bei Frauen häufiger auftreten, in epidemiologischen Kohorten nicht genug berücksichtigt. Die Konsequenz ist eine strukturelle Benachteiligung von Frauen in vielen Bereichen der Gesundheitsversorgung – nicht aus Böswilligkeit, sondern schlicht aus Unwissen.

## **Die Auswirkungen des Gender Data Gap**

Geschlechterspezifische Unterschiede sind in der Medizin von hoher Relevanz, da sie direkte Folgen für die medizinische Versorgung haben. Symptome, Krankheitsverläufe, Bewältigungsstrategien und Therapieerfolge können bei gleichen Erkrankungen je nach Geschlecht unterschiedlich ausfallen – und zwar über das gesamte Spektrum der Erkrankungen hinweg. Auch die Wirkung und Verträglichkeit von Medikamenten kann geschlechterspezifisch variieren. Die Organisation for Economic Co-operation and Development (OECD) hat entsprechende Forschungsergebnisse kürzlich im Bericht „[Gender Equality in a Changing World](#)“ zusammengefasst. Demnach führt die fehlende Datengrundlage dazu, dass Erkrankungen bei Frauen im Durchschnitt später diagnostiziert, ihre Beschwerden häufiger verkannt und Therapien weniger wirksam eingesetzt werden. Obwohl Frauen eine höhere Lebenserwartung haben, ist ihre gesundheitsbezogene Lebensqualität im Mittel geringer als die von Männern.

Konkrete Beispiele verdeutlichen die Problematik: Männer erkranken häufiger an Herz-Kreislauf-Erkrankungen, bei Frauen verläuft ein Herzinfarkt jedoch öfter tödlich. Ein Grund dafür ist, dass sich die Symptome bei Frauen häufig von den bislang „typischen“ auf an Männern generierten Erkenntnissen zu Symptomen unterscheiden. Zudem gibt es Hinweise darauf, dass chronische Herz-Kreislauf-Erkrankungen bei Frauen später erkannt und damit später behandelt werden. Auch der Medikamentenstoffwechsel ist bei Frauen schlechter untersucht. In den USA etwa kam es bei Frauen, die ein bestimmtes Schlafmittel einnahmen, morgens häufiger zu Autounfällen, da der Wirkstoff bei ihnen langsamer abgebaut wird. Dass alle Geschlechter von einer geschlechtersensiblen Forschung profitieren, zeigt das Beispiel der Osteoporose: Sie gilt bislang als „typische“ Frauenkrankheit. Deswegen wird die Erkrankung bei Männern durchschnittlich später erkannt und die Sterblichkeitsrate nach einem Knochenbruch ist deutlich höher als bei Frauen.

## BMFTR-Förderung im Bereich der Frauengesundheit und geschlechtersensiblen Medizinforschung

Das BMFTR trägt dazu bei, die Datenlücke zwischen den Geschlechtern in der Gesundheitsforschung zu schließen. In einer umfassenden Fördermaßnahme zur Reduzierung des Gender Data Gap werden in den Jahren 2025 und 2026 insgesamt 43 Forschungsprojekte mit rund 5,7 Millionen Euro gefördert. Methodisch werden dabei unter anderem systematische Übersichtsarbeiten erstellt. Es werden außerdem gezielt explorative Post-hoc-Analysen existierender Studie durchgeführt, um geschlechtersensible Aspekte der jeweiligen Therapien zu erkennen. Darüber hinaus gehören auch Forschungspartnerschaften und Summer Schools zum Förderumfang. Inhaltlich reicht das Spektrum von Herz-Kreislauf-Erkrankungen über Krebs bis hin zur Depression. Auch Untersuchungen zu unterschiedlichem Schlaf- oder Rauchverhalten werden unterstützt.

Ein spezifisch Frauen betreffendes Thema, das das BMFTR besonders in den Fokus nimmt, ist die Endometriose. Hier werden bis zunächst 2027 fünf Verbundvorhaben mit bis zu 22 Millionen Euro unterstützt, die sich den bisher noch nicht genug aufgeklärten Pathomechanismen der Endometriose widmen. Die Hoffnung ist, dass daraus neue Lösungs- beziehungsweise Behandlungsansätze abgeleitet werden können. Diese könnten im nächsten Schritt dann im Rahmen translationaler Projekte weiter vorangetrieben werden, damit Endometriose-Betroffene möglichst schnell geholfen werden kann. Ebenfalls ein Fokusthema für das BMFTR ist die reproduktive Gesundheit. Hier werden fünf interdisziplinäre Nachwuchscentren gefördert, die den Forschungsbereich der reproduktiven Gesundheit innerhalb der Universitätsmedizin stärken sollen. Ziel ist es, im Bereich der reproduktiven Gesundheit eine qualitativ hochwertige und international wettbewerbsfähige Forschungslandschaft aufzubauen.

## Ausblick

Forschung im Bereich Frauengesundheit und geschlechtersensible Medizin zielt darauf ab, den Gender Data Gap zu schließen sowie die bestmögliche und passende Behandlung für alle Geschlechter zu erreichen. Diese Art Forschung führt weg von einem „One-size-fits-all“-Ansatz hin zu einer Medizin, die individuelle Unterschiede anerkennt und bei Prävention, Diagnose und Therapie systematisch berücksichtigt.